

Moldaschl, Manfred

Working Paper

Mythen der Modernisierung: Arbeit in der Wissensökonomie

Papers and Preprints of the Department of Innovation Research and Sustainable Resource Management, No. 1/2012

Provided in Cooperation with:

Chemnitz University of Technology, Faculty of Economics and Business Administration

Suggested Citation: Moldaschl, Manfred (2012) : Mythen der Modernisierung: Arbeit in der Wissensökonomie, Papers and Preprints of the Department of Innovation Research and Sustainable Resource Management, No. 1/2012, Technische Universität Chemnitz, Lehrstuhl für Innovationsforschung und nachhaltiges Ressourcenmanagement, Chemnitz

This Version is available at:

<https://hdl.handle.net/10419/60494>

Standard-Nutzungsbedingungen:

Die Dokumente auf EconStor dürfen zu eigenen wissenschaftlichen Zwecken und zum Privatgebrauch gespeichert und kopiert werden.

Sie dürfen die Dokumente nicht für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, öffentlich zugänglich machen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Sofern die Verfasser die Dokumente unter Open-Content-Lizenzen (insbesondere CC-Lizenzen) zur Verfügung gestellt haben sollten, gelten abweichend von diesen Nutzungsbedingungen die in der dort genannten Lizenz gewährten Nutzungsrechte.

Terms of use:

Documents in EconStor may be saved and copied for your personal and scholarly purposes.

You are not to copy documents for public or commercial purposes, to exhibit the documents publicly, to make them publicly available on the internet, or to distribute or otherwise use the documents in public.

If the documents have been made available under an Open Content Licence (especially Creative Commons Licences), you may exercise further usage rights as specified in the indicated licence.

Papers and Preprints of the Department of Innovation Research and Sustainable
Resource Management (BWL IX), Chemnitz University of Technology

No. 1/2012

Mythen der Modernisierung - Arbeit in der Wissensökonomie

Manfred Moldaschl

Erscheint in:

Birger P. Priddat, Klaus-W. West (Hrsg.): Modernität der Industrie
Marburg, Metropolis 2012

2012

Zusammenfassung: Wir leben in einer Wissensgesellschaft. In ihr wird Wissen zur zentralen Ressource. Wissensarbeiter sind die Arbeiter der Zukunft. Ihre Arbeitsweise ist eine durch und durch unternehmerische – flexibel, eigenverantwortlich, kreativ, ohne die Ansprüche früherer Arbeitergenerationen an klar definierte Arbeitsanforderungen, konstantes Einkommen, stabile Arbeitsorte, Berufsprofile und Berufsverläufe. Würde dieser Beitrag das alles vertreten, wäre er komplett überflüssig. Denn das kann man überall lesen. Das ist Allgemeinwissen - Wissen in Gestalt der Gewißheit, und allgemein im Sinne des Gemeinplatzes. Was alle glauben, muß nicht richtig sein. Die Sonne kreiste auch vor 300 Jahren nicht um die Erde. Daß einige dieser Gewißheiten den Blick auf das Wesentliche verstellen, ist die eine Kernthese dieses Beitrags. Die andere bezieht sich darauf, worin das Wesentliche der (post)industriellen Modernisierung von Wirtschaft und Arbeit bestehe.

1 Post-Industrielle Gesellschaft?

Die Idee, Vision und/oder Diagnose einer postindustriellen Gesellschaft kam Ende der 1960er Jahren auf (bes. Touraine 1969, Bell 1973). Ihre Verfechter unterstellten nicht, daß dies schon Realität sei. Vielmehr zielten sie darauf ab, quasi vom antizipierten Ergebnis her den zentralen Entwicklungstrend der damaligen Gesellschaft und ihrer ökonomischen Basis zu charakterisieren. Damals war eine Debatte um die Konsequenzen der Automation im Gange, und den Gesellschaftsdiagnostikern ging es um die Frage, wie dieser technische Wandel gesellschaftlich (!) so zu *gestalten* sei, daß er den Menschen mehrheitlich nützt und nicht zu einer sich fortwährend vertiefenden Spaltung führe, in wenige „Modernisierungsgewinner“ (Investoren, Unternehmer, Arbeitereliten, vgl. auch Kern/Schuman 1984) und Verlierer (Arbeitslose, von intelligenten Maschinen zu Handlangern Degradierete, Überlastete). Obwohl diese Überlegungen „von links“ kamen, formuliert von einer kleinen gesellschaftskritischen Minorität, ist das Adjektiv post-industriell doch schnell in die Selbstbeschreibung moderner Gesellschaften eingegangen.

Man wird heute jedenfalls in Mitteleuropa kaum auf Einwände stoßen mit der Behauptung, daß „wir“ keine Industriegesellschaften mehr seien. Zumindest soweit man einen Bogen macht um die industriellen Zentren. Die Umwege kann man sich auch sparen, wenn man den in den 1960er Jahren geprägten Begriff *postindustriell* nur auf die verloren gegangene Dominanz „klassischer“ Industrien bezieht. Doch was ist Industrie? Der lateinische Ursprung (*industria*, der Fleiß, die Betriebsamkeit) wird kaum zur Abgrenzung irgendwelcher Wirtschaftszweige taugen. Ist die Produktion maßgeblich für das Verständnis des Begriffs? Oder der Technikeinsatz für die Produktion? Greifen wir anstelle von akademischen Definitionen besser den alltäglichen Sprachgebrauch auf und hier im Alphabet einfach mal das F heraus, wegen der (nicht nur im positiven Sinn) herausragenden Bedeutung der *Finanzindustrie*; wir stoßen unter anderem auf die *Flugzeugindustrie* („alte“ Industrie?), die *Freizeitindustrie* oder die *Fischereiindustrie*. An letzterer können wir exemplarisch die (neue?) Unübersichtlichkeit“ in den klassischen Sektoren- und Phaseneinteilungen studieren.

Die Fischereiindustrie steht „eigentlich“ für den *primären* Sektor, im volkswirtschaftlichen Sprachgebrauch also Ressourcenbeschaffung: Bergbau, Landwirtschaft, und so fort. Zugleich sym-

bolisiert sie das maritime Pendant der wahrlich industrialisierten Landwirtschaft (Industrie als *sekundärer* Sektor). Dabei ist auch sie eine *verwissenschaftlichte* Industrie, in die permanent die neuesten wissenschaftlichen Erkenntnisse und Technologien einfließen, etwa in schwimmende Fischfabriken oder in die Ortung und Verfolgung von Fischschwärmen mit Satelliten-, Ultraschall-, Radar-, Lasertechnologie sowie computerisierter Auswertung – mit einer geradezu vernichtenden Effizienz.¹ Vergleicht man die kleinen Mannschaften auf hoch automatisierten Schiffen mit der enormen Komplexität der Diagnostik und Logistik sowie dem damit befassten Personal, so werden Argumente gegen die Einordnung der Fischereiindustrie in den (*tertiären*) Dienstleistungssektor knapp. Insofern ließe sie sich – produziert im engeren Sinne wird ja nichts – auch gleich als moderne Vertreterin wissensintensiver Dienstleistungen ansehen, als Beispiel für die Wirtschaft der Dienstleistungs- und/oder der Wissensgesellschaft, die man üblicherweise als historischen Nachfolger der „Industriegesellschaft“ und ihres Vorläufers, der agrarischen Gesellschaft ansieht.

Man muß das nun alles nicht *als Industrie* bezeichnen, kann auch von Fischereiwirtschaft oder Finanzwirtschaft sprechen. Dann ist man die Assoziation der Schrauben und Nieten los; aber auch die Bindung an die Semantik der *industria*. Der freilich bezeichnet durchaus treffend, was die Wirtschaft unserer mittlerweile nicht mehr nur „westlichen“ Kulturen charakterisiert. Sie basieren auf organisiertem, zivilisatorisch und sozialisatorisch sanktioniertem Fleiß, der seinen Sinn – völlig unabhängig von unseren Bedürfnissen und unserem erreichten Wohlstand – aus der Unterscheidung zum Müßiggang bezieht und diesen als Sünde oder (säkular) als Verschwendung begreift.²

Dem Prototypen des modernen, quasi-unternehmerischen Arbeiters der Finanzindustrie, dem Börsenprofi, „Finanzjongleur“ oder gar dem „Bankster“, wird in der Regel nicht vorgeworfen, er arbeite zu wenig. Im Gegenteil: Man stellt ihn sich als Workaholic vor, der, wenn nicht grade von blinkenden und piepsenden Bildschirmen umstellt, selbst im Bett oder in der U-Bahn, im Restaurant oder am Urlaubsstrand mit seinem Smartphone an den Puls der Finanzmärkte gefesselt bleibt. Ihm wirft man nur vor, daß er seine fleißigen Geschäfte auf Kosten bzw. auf Haftung anderer macht. *Am inhaltslosen Fleiß und am Sinn der unbedingten Mehrung gibt es keinen Zweifel.* Man würde das vielleicht für eine Geisteskrankheit halten, wäre die Wirklichkeit nicht so eingerichtet, daß es rational ist, sich entsprechend zu verhalten.

Industrielle Post-Gesellschaft?

Was ist nun also alt, was neu? Was Industrie, was Postindustrie? Was unterscheidet die Industrie- von der Wissensgesellschaft? Das Verführerische der großen Worte ist, daß sie uns ersparen, genauer hinzusehen. Sie bieten Orientierung in der unüberschaubaren Welt der Vielheit. Und doch ergeben sie Sinn nur jeweils in *bestimmter* Hinsicht und Relation. Niemand würde es z.B. unbefragt akzeptieren, wenn jemand über einen anderen generalisierend sagte: Der ist untauglich! Man würde fragen: wofür? In welcher Hinsicht?

¹ Natürlich gibt es auch noch die alte, „primäre“, handwerkliche Fischerei, die aber dort, wo sie mit der verwissenschaftlichten konfrontiert wird, keine Chance hat; viele Fischer wechseln daher den Erwerbszweig; ein bekanntes Beispiel ist Somalia.

² Daß Max Weber die protestantische Ethik als Grundlage des Kapitalismus interpretierte, war insofern eine treffende Einsicht, die man dennoch relativieren muß, einbetten in eine größere Erklärung wie die Newtonsche in jene von Einstein. Man hat gesehen, daß die Wirtschaftsweise Kapitalismus sich jedes normative Gerüst einer Gesellschaft zunutze machen kann, daß dabei aber „Varieties of Capitalism“ (Hall, Soskice 2001) entstehen, die sich nicht notwendig aneinander angleichen.

Der Begriff *Freizeitindustrie* etwa hebt hervor, daß die Produktivität der „Industriegesellschaft“ den Menschen ein großes Volumen an relativ frei verfügbarer Zeit beschert hat, die zwar auch kontemplativ verbracht werden könnte, aber gesellschaftsverträglicher doch besser mittels Freizeitkonsum konsumiert wird, oder wenigstens über Weiterbildung, weil damit neue Nachfrage entsteht. ‚Beschert‘ kann man nicht wörtlich nehmen: der Zeitgewinn verlief vermittelt über die Kämpfe der Arbeitenden um die Verkürzung des Arbeitstags, um die Begrenzung des erzwungenen Fleißes - nicht geschenkt also. Der Sinn der Vokabel Freizeitindustrie steckt folglich in der Akzentuierung *des Neuen* (diachroner Vergleich) oder der anderen Gewichtung (synchroner Vergleich, etwa mit dem Begriff Arbeitsgesellschaft).³

Im Sinne des letzteren bedeutet der komplementäre Begriff der *Freizeitgesellschaft* (Krupp 1984; *Erlebnisgesellschaft*, Schulze 1992) ein sehr freiheitliches Regime des Lebens, dessen Zeitstruktur nicht von der Arbeit beherrscht wird, ja dessen Relevanzstrukturen insgesamt nicht maßgeblich von der Arbeitsphäre geprägt sind. Für wen gilt das?⁴ Nun, am Wenigsten für die, die doch als Prototypen der Wissensgesellschaft gelten: die Professionals. Man wird schwerlich eine empirische Studie zu jenen Wissensarbeitern, „Symbolanalysten“ (Reich 1992) und Vertretern der „Creative Class“ (Florida 2002, 2003) finden, in der nicht das Engagement für und die Identifikation mit der beruflichen Tätigkeit im Mittelpunkt der Identitäten, Motive und Orientierungen steht. Dafür gilt es am ehesten für die, die anspruchslöse Arbeit ausführen, oder die gar nicht von Arbeitseinkommen leben. Und von diesen müssten wir wieder große Teile jener abziehen, die derzeit keine Chance haben, am Erwerbsleben teilzuhaben sei es wegen Arbeitslosigkeit, Krankheit, Ausbildungsphasen u.ä., und deshalb von Transfer-einkommen leben.

Will man mit den Uneindeutigkeiten des Begriffs post-industrielle Gesellschaft also spielen, könnte man auch die heutigen auch als *industrielle Post-Gesellschaften* bezeichnen. Industriell aus obigen Gründen, und post-gesellschaftlich mit Bezug auf gesellschaftliche Trend- und Problemdiagnosen, die auf eine Desintegration dieser Gesellschaft verweisen. Zum einen solche der *Individualisierung* (z.B. Beck 1986; Beck/Beck-Gernsheim 1994) und eben solche zur Konsum- und Erlebnisgesellschaft (s. oben) oder zum „totalitären Freizeitkapitalismus“ (Kurz 1999), nach denen sich gesellschaftliche Teilhabe und Identität wesentlich über den Konsum definieren – wie schon einige Dekaden zuvor Marcuse in „Der eindimensionale Mensch“ (1964).⁵ Soziale Desintegration macht auch die These der *Postdemokratie* aus (Rancière 1996; Crouch 2004; zur Debatte darüber vgl. Öztürk 2011). Sie diagnostiziert eine Krise der repräsentativen Demokratie westlicher Gesellschaften, einen Legitimitätsverlust der ge-

³ Insofern muß man sagen: die Freizeitgesellschaft ist ein Effekt und ein Epiphänomen der Industriegesellschaft, nicht etwa (in diachroner Perspektive) ihr Nachfolger. Und in (synchroner) Relation zur Arbeitsgesellschaft gilt: Ohne die gleichzeitige Existenz einer solchen ergäbe der Begriff der Freizeitgesellschaft (Schulze 1995) überhaupt keinen Sinn.

⁴ Kritisch dazu u.a. Lechner 2003, Günther 2006.

⁵ Als Pendant hierzu aus dem konservativen Spektrum zieht sich eine Kritik an der „neuen Bequemlichkeit der Deutschen“, so etwa „Die Welt am 26.5.2008 mit Bezug auf Meinhard Miegels und Thomas Petersens Studie "Der programmierte Stillstand" im Auftrag des Instituts für Demoskopie in Allensbach. Die Deutschen erachteten Wirtschaftswachstum zwar für wichtig, seien aber mehrheitlich nicht mehr bereit, sich dafür anzustrengen.

sellschaftlichen Institutionen und der gewählten Repräsentanten.⁶ Sie ist eine Vertrauenskrise gegenüber dem politischen System und der politischen Klasse, die man zunehmend dem Einfluss privater Interessengruppen verpflichtet sieht (auch daher die Empfindlichkeit etwa in Sachen Bundespräsidentschaft), und zudem als machtlos gegenüber transnationalen Konzernen, unternehmerischer Standortpolitik, konzentrierter kommerzieller Medienmacht und den Finanzmärkten. Insbesondere darauf führen die Vertreter dieser Diagnose die abnehmende Beteiligung am politischen Prozeß zurück, insbesondere die Wahlbeteiligung. Hier besteht ein Enger Zusammenhang mit Robert Putnams Thesen und Befunden zum *Verfall des Sozialkapitals* (abnehmende Mitgliedschaft in zivilgesellschaftlichen Organisationen etc., Putnam 2000, 2001).

Zweifellos: gegen alle diese Diagnosen gibt es auch Einwände; viele ebenso berechtigt wie die gegen die „Wissensgesellschaft“. Die Welt präsentiert sich nicht als Faktenkiste. *Sie muß interpretiert werden.*

Das Theorie-Praxis-Paradoxon und die Diagnosefunktion der Sozialwissenschaften

Wie die obigen Beispiele zeigen, kann man von griffigen Festlegungen moderner Gesellschaften auf einen Begriff nicht erwarten, daß sie das Wesen dieser Gesellschaft und ihrer meist auch divergenten inneren Strömungen erfassen können. Könnte man mit dem Konzept der Freizeitgesellschaft etwa die Dominanz der Finanzmärkte über die „Realwirtschaft“ erhellen? Gleichwohl erliegen viele dem Charme solcher Großworte, die suggerieren, den gordischen Knoten der Komplexität mit dem Schwert der Einfachheit zu durchschlagen zu können. *Orientierung* ist ein ersehntes und verführerisches Produkt. Leider aber ist es wie beim Versteckspiel: Man ist leider noch sichtbar, wenn man die Augen zumacht. Und Komplexität macht sich nicht weg, indem man sie ignoriert.

Eine leider häufig beobachtbare „Lösung“ dieses Problems ist, daß jene Konzepte „gekauft“ werden (auf dem Büchermarkt auch ohne Anführungszeichen), die dem Orientierungsbedürfnis am komfortabelsten entgegenkommen. Konzepte, die alle Einwände gegen eine Sichtweise weglassen; die komplexe Wirklichkeit auf einen straffen Begriff bringen; und die daraus einige wenige „Erfolgsfaktoren“ ableiten, die den Erfolg garantieren, wenn man sich nur sklavisch genug an ihre Verfolgung hält. Man kann das als *Theorie-Praxis-Paradoxon* bezeichnen. Ausgerechnet jene Orientierungsangebote, die sich am weitesten von der Wirklichkeit entfernen, gelten als die praxistauglichsten. Aber vielleicht ist das Wirksame ja auch der *Placebo-Effekt*. Ein vermeintlicher Wirkstoff wirkt auch, wenn er gar keiner ist. Hauptsache, der Empfänger des Placebos glaubt, er habe nun ein Mittel gegen seine Beschwerden – in diesem Fall: Orientierungslosigkeit.

⁶ Crouch (2008: 10) definiert Postdemokratie als „ein Gemeinwesen, in dem zwar nach wie vor Wahlen abgehalten werden (...), in dem allerdings konkurrierende Teams professioneller PR-Experten die öffentliche Debatte während der Wahlkämpfe so stark kontrollieren, daß sie zu einem reinen Spektakel verkommt“ und die Legitimität politischer Entscheidungen nurmehr an ihren Verteilungswirkungen (output) gemessen wird. Das Verb „messen“ muß man angesichts der verteilungspolitischen Realität der letzten beiden Dekaden sehr subjektiv verstehen.

Auf der andern Seite haben die Sozialwissenschaften eine Diagnosefunktion. Den Wald vor lauter Bäumen *nicht* sehen – das können nicht-handlungsentlastete Praktiker ebenso gut. Sozialwissenschaft soll durchaus Entwicklungen auf den Punkt bringen. Und das heißt: vereinfachen, Zukünfte abschätzen, Unsicherheit reduzieren, Uneindeutiges deuten, Orientierung geben (bestimmte Möglichkeiten auf- oder abwerten). Alles *Selektionen*. Man kann die Aufgabe der Sozialwissenschaft hierbei antithetisch oder synthetisch formulieren.

Antithetisch hieße arbeitsteilig: die einen verkünden die Richtung (ob sich jemand dafür interessiert und daran orientiert oder nicht), die anderen eben eine andere. Heerscharen von „Erfolgsfaktoren“-Forschern übernehmen diese Aufgabe gern. Die einen identifizieren dann dieses als Erfolgsfaktor, die anderen jenes – nicht selten das Gegenteil (vgl. Moldaschl 2005).

Daneben muß es die geben, die den Horizont offen halten. *Synthetisch* in diesem Sinne hieße: Man sucht eine Balance, denkt in Widersprüchen, wägt ab. Einer der wichtigsten Schritte dabei ist, daß man angibt, *in welcher Hinsicht* und *mit welchem Interesse* man dieses oder jenes hervorhebt – auch mittels der Schlüsselbegriffe.⁷ Das will ich nachfolgend tun, mit Blick auf die Wissensgesellschaft und die Wissensarbeit. Denn zahlreiche Zeitdiagnosen behaupten genau das: klassische (Industrie)Arbeit werde abgelöst durch Wissensarbeit, und die funktionieren nach ganz anderen Kriterien als Arbeit bisher, müsse also auch ganz anders betrachtet, gestaltet, „gemanaged“ und vergütet werden. Und über allem stünde das Ziel der Wissensproduktion. Stimmt das? Was davon ist stichhaltig - was wurmstichig?

Meine *Hypothese* hierbei ist: Im Bestreben, ihre Diagnosefunktion zu erfüllen, sich durch weitreichende Diagnosen der gesellschaftlichen Alimentierung legitim zu erweisen, überzieht die Sozialwissenschaft regelmäßig das Ausmaß der Veränderungen. Ja, auch sie muß sich vermarkten, wie das Individuum in ihr. Ein Systemeffekt wie in der Werbung, auch wenn der Kunde hier ein staatlicher ist. Denn auch er muß stets neu von der Notwendigkeit überzeugt werden, Geld für Forschung und Bildung auszugeben.⁸ Dieser ersten Hypothese will ich hier nicht weiter nachgehen, denn dies soll kein wissenschaftssoziologischer Beitrag sein. Sie soll nur die Begründung abgeben für die kritische Betrachtung einiger vermeintlicher Gewißheiten (Wissensglauben), von denen man dann bei der Suche nach Erfolg versprechenden Handlungsstrategien ausgeht. Wer aber das erste Knopfloch verfehlt, kommt mit dem Zuknöpfen nicht zu Rande, so bereits Goethe. Tun wir lieber, was Schumpeter für typisch unternehmerisch hielt: Nicht unbedingt glauben, was alle glauben; besser andere Annahmen treffen, sie neu verbinden, und den Nutzen der „Neuen Kombinationen“ in der Anwendung auf reale Probleme erproben.

⁷ Texte von Interessengruppen (von Demagogen nicht zu sprechen) leben freilich davon, daß sie genau das nicht tun - daß sie ihr Interesse verschleiern oder als Gemeininteresse ausgeben, oder die beschriebenen Optionen als „alternativlos“ charakterisieren. Kein anderes Wort ist ein so starkes Indiz, daß Ideologie im Spiel ist.

⁸ Vieles, was derzeit unter *Modernisierung der Universität* läuft, verstärkt die genannte Blendwirkung. Indikatoren gestützte Steuerung ersetzt das altmodische Ideal der Erkenntnis. Die Wissenschaft tritt offenbar erst jetzt in die Phase des Taylorismus ein, aus der sich die Wirtschaft verabschieden möchte oder schon entlassen wähnt.

2. Von der Industrieproduktion zur Wissensökonomie?

Ist es eine Utopie oder eine Diagnose, daß sich die „warenproduzierenden Industriegesellschaft hin zur problemlösenden Wissensgesellschaft“ (Brödner 2000: 47) entwickle? Essen wir dann Wissen und fahren mit Ideen ins virtuelle Hallenbad? Viele haben uns das nach den ersten Genannten fortwährend als Diagnose gestellt. Daß Wissen in unserer Gesellschaft heute eine enorme Rolle spielt, ist unbestritten. Die Betonung impliziert beispielsweise, daß Handeln weniger von Traditionen geleitet ist, weil sie nicht mehr ausreichen, um unter sich schneller wandelnden Bedingungen Entscheidungen nur nach bewährten Mustern zu treffen. Sie impliziert, daß Wertschöpfung vermehrt über Wissensproduktion läuft. Daß also die Wissensproduktion alleine, ohne Umweg über die Produktion materieller Güter, Wert, Einkommen und Gewinn erzeugen kann. Wie früher nur bei wenigen Berufsgruppen, die zudem meist nicht in das System der Gewinnwirtschaft integriert waren (Lehrer, Richter, Geistliche u.ä.).

Die herkömmlichen Produktionsfaktoren (Kapital, Arbeit und Boden) seien „kein Motor der wirtschaftlichen Entwicklung mehr“, so fasst Stehr (2001:11) die Argumentation von Autoren wie Peter Drucker (1968, 1993) oder Daniel Bell (1973) zusammen. Nur der „vierte Produktionsfaktor“ (so Stewart 1998), das Wissen, verspreche noch steigende Erträge. Eine „Wissensökonomie“ löse daher die fordistische Ökonomie der Industriegesellschaft ab. Das dominiert bis heute (Stehr, Grundmann 2011:12; Schilcher/Will-Zocholl 2012). Gorz (2004) gab dieser Analyse noch eine andere Wendung und meinte - offenkundig anknüpfend an Marx - mit der Wissensökonomie trete der Kapitalismus nun in Stadium ein, in dem seine Produktionsbedingungen mit den Produktionsverhältnissen nicht mehr vereinbar seien. Die Wissensökonomie weise über den Kapitalismus als historische Gesellschaftsformation hinaus, weil das Wissen nicht mehr privat besessen, in seiner Ausbreitung kontrolliert und daher nicht mehr als Eigentum verwertet werden könne (den Charakter als Ware verliere).

Hier steht der Begriff der Wissensökonomie also für die These von einer „neuen“, der Wissensgesellschaft gemäßen Ökonomie, eben der Wissensökonomie, nur in einer Variante als Zukunft, in der anderen als Endpunkt des Kapitalismus. Wie hier nochmals deutlich wird, läßt sich ein und dieselbe zur These verdichtete Beobachtung hinsichtlich der Ursachenanalyse und Folgenabschätzung aufs Konträrste interpretieren.

The map is not the landscape

Gleichwohl sind beide Varianten dieser quasi utopischen Interpretation schon deshalb nicht haltbar, weil sie die Möglichkeit und Notwendigkeit, *Wissen permanent zu produzieren und zu kontextualisieren*, unterschätzen. Generell verfügbares, von Personen abgelöstes und damit objektiviertes Wissen, z.B. über das Laserschneiden, muß lokal kontextualisiert werden. Es muß in konkretes Anwendungswissen übersetzt werden, wenn es etwa um das Lasern *bestimmter* Metallegierungen für *bestimmte* Zwecke geht. Dieses Wissen ist dann lokal und idiosynkratisch, an Kontexte und Personen gebunden, weil es jeweils *erARBEITet* wird. Auch Kontextualisierung ist Wissensproduktion. Mehr noch, wenn es um die Entwicklung neuer technischer, organisationaler, personalwirtschaftlicher oder distributiver Praktiken geht. Selbst das objektivierte Wissen verbreitet sich mehrheitlich nicht von selbst in der Welt und kommt somit „unhandelbar“ in den Besitz aller, wie André Gorz meinte. Gerade für *neu erar-*

beitetes, kontextuelles Wissen gilt das nicht (außer, sein Besitzer teilt es gegen Bezahlung in Form von Patenten, Lizenzen oder Produktionsstätten im Ausland). Warum sonst etwa sollten Berater Tageshonorare von hunderten bis tausenden Euro verlangen können?

Gorz würde paradoxerweise nur dann Recht behalten, wenn sich „das Wissen“ grade nicht ständig entwickeln, sondern nur noch verbreiten würde. Dann wäre es komplett standardisiert und reproduzierbar. Dann wäre aber auch die Wissensproduktion zum Erliegen gekommen. Der Begriff Wissensökonomie sollte daher viel „geiziger“ gebraucht werden, eingeeengt auf jene kleineren Teile der Wirtschaft, die vorrangig von der Produktion und dem Verkauf von Wissen leben (Planungsbüros, Labors, Rating-Agenturen, Umfrage-Institute etc., vgl. Mol-daschl Stehr 2010). Dem entspricht im Englischen der Begriff *knowledge-based economy* (anstelle von *knowledge economy*); und den Beschäftigten in diesem Sektor entsprechen dem Reichs „Symbolanalysten“ und Floridas „Creative Class“.

Es gibt noch ein weiteres Verständnis von Wissensökonomie, eigentlich ein begriffliches Mißverständnis. Es bezeichnet Wissensökonomie lediglich *als Disziplin*, als jenen Teil der wirtschaftswissenschaftlichen Forschung und Theoriebildung, der sich systematisch mit Entscheidungen über die Produktion und Verwertung von Wissen befasst. Einig sind sich die Kontrahenten im Ring nur darin, daß hierfür eine „breit akzeptierte theoretische Fundierung“ fehle (so Sturn/Held 2004: 9; ebenso Arrow 2005; Godin 2006). Diese Wissenschaft müsste man als *Ökonomik* (und nicht als *Ökonomie*) des Wissens bezeichnen, so wie man Informatik eben auch nicht Information nennt. Das Problem dabei: das neoklassischen Denken in den Wirtschaftswissenschaften hat den Begriff *Ökonomik* so für sich besetzen können, daß es als Synonym für diese Art individualistischer Rationalwahltheorie steht. Vielleicht sprechen auch deshalb einige Andersdenkende, die damit nicht in einen Topf geworfen werden möchten, unsauber von (Wissens-)*Ökonomie* als Wissenschaft (nicht als Praxis). Das sollten sie ändern.

Die Verheißung der weightless economy

Eines der großen Versprechen der „Wissensökonomie“ (als einem angenommenen Stadium wirtschaftlicher Praxis), ist nun die *Dematerialisierung*. In ihr sei das Wachstum, anders als in einer Industriegesellschaft bzw. deren genuiner Wirtschaftsverfassung, vom Ressourcenverbrauch entkoppelt. Die *tangible economy* werde zu einer *weightless economy* (Quah 1997; Coyle 1998): alles nur Geist, Information, Wissen, virtuelle Produkte, Design. Das Versprechen einer Ablösung der „Industriegesellschaft“⁹ durch etwas Neues verheißt zugleich ein gemütliches *Weiter-so*: die mit ihrem Ressourcenverbrauch verbundenen Probleme könnten überwunden werden: grenzenloses Wachstum, bei gleichem oder gar reduziertem Ressourcenverbrauch. Nun, *weightless* ist eher die These selbst. Man denke nur etwa an den Mythos des „papierlosen Büros“ (vgl. Sellen/Harper 2002; UBA 2012, vgl. *Abbildung 1*). Nahezu alle Rohstoffverbrauchszahlen (Öl, Metalle, Wasser, Luft etc.) weltweit zeigen nach oben, und das *beschleunigt*, nicht bloß stetig.¹⁰ Und dies nicht nur aufgrund des Einflusses der BRIC-Staaten

⁹ Der Begriff ist selbst erst 50 Jahre alt, geprägt von Autoren wie Arnold Gehlen und Raymond Aron.

¹⁰ Ein Beispiel: Die weltweite Aluminiumförderung stieg allein zwischen 1995 und 2002 von 20 auf 30 Mio. Tonnen. Seit 1950 hat sie sich *verfünzfach* (USGS 2007). In Großbritannien z.B. stieg der Aluminiumverbrauch zwischen 1985 und 1995 von 497.000 auf 636 000 Tonnen (der Stahlverbrauch von 14,3

und anderer in „nachholender Entwicklung“ befindlicher Länder sowie des dortigen Bevölkerungswachstums, sondern ebenso in den entwickelten.¹¹ Wir geben das „Vorbild“.

		1990	1995	2000	2001	2002	2003	2004	2005	2006	2007	2008	2009	2010
Papierherzeugung im Inland	Tsd.t	12 773	14 827	18 182	17 879	18 526	19 310	20 391	21 679	22 656	23 317	22 828	20 956	23 020
Einfuhr	Tsd.t	6 931	7 168	9 818	9 446	9 651	10 090	10 498	10 131	11 220	11 795	11 439	9 977	10 997
Ausfuhr	Tsd.t	4 243	6 172	8 907	8 780	9 965	10 575	11 541	12 634	13 263	14 241	13 647	12 426	14 265
Papierverbrauch im Inland	Tsd.t	15 461	15 823	19 093	18 545	18 212	18 825	19 348	19 176	20 613	20 871	20 620	18 507	19 934
Altpapieraufkommen	Tsd.t	6 803	10 670	13 677	13 825	13 696	13 623	14 311	15 077	15 479	15 737	15 600	15 399	15 448
Altpapierverbrauch	Tsd.t	6 212	8 599	10 992	11 526	12 038	12 449	13 219	14 413	15 254	15 822	15 493	14 776	16 308
Altpapierrücklaufquote¹⁾	%	44,0	67,4	71,6	74,5	72,2	72,4	74,0	78,6	75,1	75,4	75,7	83,2	77,5
Altpapierersatzquote²⁾	%	48,6	58,0	60,4	64,5	65,0	64,5	64,8	66,5	67,3	67,9	67,9	70,5	70,8
Altpapierverwertungsquote³⁾	%	40,2	54,3	57,6	62,2	63,4	66,1	68,3	75,2	74,0	75,8	75,1	79,8	81,8

¹⁾ Altpapierrücklaufquote: Altpapieraufkommen/Papierverbrauch
²⁾ Altpapierersatzquote: Altpapierverbrauch/Papierherzeugung (abzügl. Verbrauch für Altpapierstoff-Export)
³⁾ Altpapierverwertungsquote: Altpapierverbrauch/Papierverbrauch

Quelle: Verband Deutscher Papierfabriken e. V., Papier 2011, Ein Leistungsbericht

Abb. 1: Papierherzeugung und -verbrauch in Deutschland über zwei Dekaden (UBA 2012)¹²

Eine der chronisch kranken Stellen in der Argumentation von Befürwortern „nachhaltigen“ bzw. „grünen Wachstums“ ist die Unterscheidung von absoluten und relativen Bezugsgrößen. Nehmen wir als Beispiel eine Argumentation des UNO-Generalsekretär Ban Ki Moon im Juni 2012 (via Gastbeitrag im Spiegel), eine Woche vor der UN-Klimakonferenz in Rio de Janeiro:

„Viel zu lange haben wir versucht, den Weg zu Wohlstand durch gesteigerten Konsum zu sichern. Dieses Modell ist tot. In Rio müssen wir ein neues Modell für ein Wirtschaftssystem des 21. Jahrhunderts entwickeln, das den Mythos widerlegt, dass es zwischen Wachstum und Umwelt einen Nullsummen-Ausgleich geben muss“. Ein Bruch mit dem Vorrang des Wachstums? „Mit intelligenten Maßnahmen können Regierungen Wachstum schaffen, Armut bekämpfen, Arbeit schaffen und sozialen Fortschritt beschleunigen und gleichzeitig die natürlichen und endlichen Ressourcen der Erde schonen“ (Ki Moon 2012).

auf 15,1 Mio., Papierverbrauch von 41 auf 93 Mio t). In Deutschland nahm der Aluminiumverbrauch 2003-2007 von 2,9 auf 3.9 Mio. Tonnen zu (BGS 2009).

¹¹ Unbenommen davon ist die Stichhaltigkeit von Argumentationen wie zuletzt wieder von Weizsäcker et al. (2010), wonach Effizienzverbesserungen um den „Faktor 5“ oder mehr in vielen Technologiefeldern möglich sind. Weizsäckers „Formel für nachhaltiges Wachstum“ beschreibt nur eine Entschleunigung des Ressourcenverbrauchs. Man darf daraus nur nicht die Illusion ableiten, damit könnte Wachstum unendlich weitergehen (Jackson 2010).

¹² Die Steigerung von etwa 20% in Deutschland in jenen zwei Dekaden, in denen sich der Computereinsatz verallgemeinerte, erscheint nach dieser Statistik sehr moderat; man könnte also durchaus argumentieren, die Informatisierung habe den Papierverbrauch in der Tat partiell vom BNP-Wachstum entkoppelt, das im selben Zeitraum (1990-2010) nominell um 46% zunahm - preisbereinigt allerdings nur um knapp 12% <https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/GesamtwirtschaftUmwelt/VGR/Inlandsprodukt/Tabellen/Volks-einkommen1950.html> [download 7.6.2012]. Nach Angaben der Umweltstiftung WWF hat sich der Papierverbrauch weltweit innert sechs Dekaden (seit 1950) versiebenfacht, auf 367 Millionen Tonnen in 2010, annähernd eine Verdopplung alle 20 Jahre <http://www.wwf.de/themen-projekte/waelder/papierverbrauch/zahlen-und-fakten/> [download 7.6.2012]; die Ecology Communications Group, Inc., Maryland, kommt auf der Basis von OECD-Daten auf 400 % in den letzten 40 Jahren; <http://www.ecology.com/2011/09/10/paper-chase/> [download 7.6.2012]

Was heißt das? Ersteres ist natürlich ein Dogma, kein Mythos. Daß Ki Moon seine absolute Geltung in Frage stellt, erscheint als Fortschritt. Seine zweite Aussage hingegen ist, absolut gesehen, ein Mythos. Sicher: *relativ* gesehen – bezogen auf die gegebene Technik und Praxis einer eingegrenzten Region – lassen sich „mit intelligenten Maßnahmen“ begrenzte natürliche Ressourcen effizienter nutzen, wodurch Arbeitsplätze entstehen können, auch „Wachstum“, während Emissionen begrenzt werden. Aber in der *bis heute andauernden Weltgeschichte der Industrialisierung* ist noch jede Effizienzsteigerung (jede relative Verbesserung) durch Rebound-Effekte *absolut* aufgeessen worden. Die Entwicklung spritsparender Motorentechnologie beispielsweise durch schwerere Autos mit mehr Leistung, Klimaanlage, 0,5KW Soundsystem und Kopfstützenbeleuchtung; und vor allem durch die Automobilisierung nahezu jeden Winkels dieser Welt. Nicht nur die Autoindustrie, die ganze Wirtschaft Deutschlands lebt bestens von diesen Rebound-Effekten.

Auch gänzlich ohne Beachtung der Tatsache, daß sich die Vertreter nationaler Opportunismen in Rio auf nichts einigen konnten (schon gar nicht auf Ki Moons erste präsidentiale Losung) lautet das Fazit an dieser Stelle also kurz und knapp: Die Hoffnung auf die Wissensgesellschaft bzw. ihre Wissensökonomie als Lösung für die Begrenztheit natürlicher Ressourcen ist illusionär. Kann man das zumindest auf nationalstaatlicher Ebene anders sehen? Ja, unter Anwendung des St. Florians-Prinzips: verschon' mein Haus ...¹³

3 Von der Arbeits- zur Wissensgesellschaft?

Ein weiterer „moderner“ Mythos zur Frage, in welcher Gesellschaft wir heute eigentlich leben, lautet korrespondierend zum Mythos der Wissensökonomie: Wir leben jedenfalls nicht mehr in einer „Arbeitsgesellschaft“. Das basiert auf der Annahme, Arbeit verliere generell an Bedeutung. Angesichts eines steigenden Sockels von Massenarbeitslosigkeit in vielen Ländern drohe sie „auszugehen“. Wissen solle nunmehr die treibende Kraft und die *Quelle des Wohlstands* sein¹⁴. Nur logisch, daß sie dann auch die neue Maßeinheit der Verteilung und zugleich das Identität stiftende Medium der Vergesellschaftung werden - oder es schon geworden sein. Der Begriff der Wissensgesellschaft beschreibe diese „neue Vergesellschaftungsform“, so Rohrbach (2008: 39). In Aussicht gestellt hatten sie der bereits zitierte Peter Drucker mit *der Post-capitalist Society* (1993), und vor ihm Daniel Bell mit *The End of Ideology* (1960) und *The Coming of the Post-Industrial Society* (1973) sowie André Gorz mit seinem *Abschied vom Proletariat* (1980/1992).

Diese These hält sich erstaunlich wacker gegen viele Fakten. Obwohl besonders die Qualifizierteren nicht weniger, sondern oft mehr arbeiten (Jürgens 2010; Keupp/Dill 2010); obwohl sich das Modell der Erwerbsarbeit weiter in jeden noch nicht modernisierten Winkel des Globus ausbreitet; und obwohl der Anteil jener, die von Kapitaleinkommen leben können, nicht

¹³ Das ist, man möge die Wiederholung verzeihen, kein Einwand dagegen, jede nur denkbare und finanzierbare relative Minderung des Ressourcenverbrauchs und seiner externen Effekte voranzutreiben.

¹⁴ Es sei an dieser Stelle daran erinnert, daß der als Vater der klassischen Nationalökonomie bzw. der Volkswirtschaftslehre, Adam Smith, Arbeit und Arbeitsteilung als Quelle des „Wohlstands der Nationen“ ausgemacht hatte (Smith 1776/1978). Es handelt sich also um eine – im wahrsten Sinne – weitreichende Behauptung.

signifikant steigt.¹⁵ Mit dem Wegfall fixer Arbeitszeitregimes haben sich ferner die Arbeitszeiten, hat sich das Verhältnis von Arbeit und „Freizeit“ entgrenzt (Moldaschl/Voß 2003, Gottschall/Voß 2005) – es wird an jedem Ort und jederzeit gearbeitet oder bereitgestanden. Mehrarbeit wird dabei immer weniger erfasst („Vertrauensarbeitszeit“). Freilich, die aktuellen Mythen beziehen sich nicht nur auf die Menge der formellen Arbeitszeit bzw. der durch sie definitiv abgegrenzten Frei-Zeit, sondern auch auf die Inhalte (vgl. dazu 4.).

Die These beruht auf *selektiver Wahrnehmung*. Sie basiert auch darauf, wie man den Wissensarbeit definiert bzw. daß man sie im Grunde einfach als Sammelkategorie für alles nimmt, was sich nicht i.e.S. als Produktionsarbeit einordnen lässt (Moldaschl/Stehr 2010).¹⁶ Als Indikator nimmt man den Anteil der Wertschöpfung und der Tätigkeiten, die nicht unmittelbar der materiellen Güterproduktion *zugerechnet* werden. Der hat in der Tat zugenommen hat, besonders in den zuerst industrialisierten Ländern („Tertiarisierung“, vgl. Jacobsen 2010).¹⁷ Verlängert man diesen „Trend“ in die Zukunft und generalisiert ihn auf die ganze Welt, so kann man aus dieser schlichten Extrapolation folgern, daß so die Wirtschaft der Zukunft aussehe. Alles nur noch Wissensproduktion mittels Wissensarbeit. Auf diese Weise kann man auch errechnen, daß in der Zukunft nur noch Hundert- bis Hundertfünfzigjährige leben werden und fast keine jungen Menschen mehr. Die fitten Alten aber werden dann einen Schuldenstand vom 90fachen ihres jährlichen Nationalprodukts haben und 95% ihres Einkommens für Gesundheit ausgeben. Ihre Autos werden 1000 PS haben, aber die brauchen sie auch, nicht nur zum Überspielen ihrer Gebrechen, sondern auch, weil Autos einem ungeschriebenen Wachstumsgesetz der Autoindustrie folgend mit jeder Modellgeneration länger, breiter, höher und stärker werden (müssen), weshalb sie in der Zukunft auch gleich zwei Spuren benötigen werden.

Magisches Denken – Das Wissen als Fetisch

In vielen der Texte, welche die obige Ansicht vertreten, heißt es also, nicht mehr Arbeit, sondern „das Wissen“ bilde den Grundstoff einer „wissensbasierten Wirtschaft“ und schaffe einen eigenen Arbeitstyp, die „Wissensarbeit“. Wobei es (das Wissen) „sich“ entwickelt, verbreitet, akkumuliert und teilt, „sich“ mitunter aber auch dem strategischen Zugriff entzieht. Dann muß eben ein „Wissensmanagement“ nachhelfen, damit der empfindliche Stoff verschleißfrei gelagert und am Ort des Bedarfs zur rechten Zeit in der erforderlichen Menge und Qualität zugeführt werde. Damit es „sich“ zum Segen der Wissensökonomie mit anderem

¹⁵ Aus Daten des Statistischen Bundesamts in Wiesbaden (2011), die auf dem letzten Mikrozensus von 2009 beruhen, bestritten 2009 bundesweit: 49 % der Personen im Alter von 15 und mehr Jahren ihren Lebensunterhalt primär aus eigener Erwerbstätigkeit. Dieser Anteil hat sich gegenüber 1999 kaum geändert, damals lag er bei 48 %. (destatis Datenreport 2011: 100).

¹⁶ Auch die anderen Diagnosen postindustrieller Gesellschaft sind um Statistiken nie verlegen. Einem vom Statistischen Jahrbuch 2007 mitgeteilten Indikator zufolge sahen Deutsche im Durchschnitt des Jahres 2006 täglich 3 Stunden und 31 Minuten fern, während sie für das Lesen von Büchern nur 7 Minuten aufwenden; danach könnte man Medienkonsum zum Hauptindikator einer Mediengesellschaft erklären und ihn, statt als Indikator der „Wissengesellschaft“ als Kontraindikator verwenden.

¹⁷ Allerdings viel geringer, als es die marktschreierischen Folgerungen daraus rechtfertigen könnte. Machlups berühmte Tabelle zum „stürmischen“ Wachstum der *Knowledge Industry in the United States, 1960-1980* (Rubin et al. 1986) belegt bei näherem Hinsehen ein nominales Wachstum ihres Anteils am GNP zwischen 1958 und 1980 von 0,8% pro Jahr, ein reales von 0,09%; das heißt: ihr Anteil wuchs in 20 Jahren real um atemberaubende 1,8%.

Wissen verbinde und für wachstumsrettende Innovation sorgt. Auch stelle sich auch die Frage, wie Wissen (nicht mehr Arbeit) angemessen zu entlohnen sei.

Es ist nicht leicht, bei der Lektüre solcher Kunstsprache ernst zu bleiben. Für einen magischen Stoff mit einem Eigenleben wie es „das Wissen“ haben soll, gibt es den Begriff des *Fetischs*. Und für einen Sprachgebrauch, der ein (scheinbar) Dingliches an die Stelle der bezeichneten lebendigen Verhältnisse setzt, gibt es den der *Verdinglichung*: das Lebendige wird zur Sache, dem Toten werden magische Kräfte zugeschrieben, und der magischen Handlung an einer Puppe Wirkung auf den damit verkörperten Lebenden. Wissen ist tot Es gibt unendliche Bestände an Wissen in den Bibliotheken; vom allerwenigsten davon machen die Lebenden Gebrauch. *Lebendiges Wissen* gibt es nur Gestalt des Lebendigen, einzeln handelnder oder kooperierender Menschen. In ihrem *Gebrauch* erst wird es lebendig (dazu Moldaschl 2007a) und ändert „sich“, indem die Menschen das tun; indem sie es anwenden, überprüfen, verwerfen, anpassen, entwickeln – zu großen Teilen im Rahmen ihrer Arbeitstätigkeit.

Die Kognokraten - Tonnenideologie statt kreativer Gebrauch

Ein historisches Beispiel des verdinglichenden Dankstils geben die *Physiokraten*: Ökonomen des 18. Jahrhunderts, die in Grund und Boden der Quell des Wohlstands sahen. Ihnen waren die *Ressourcen selbst* die schaffende Kraft (dazu Ziegler 2008:51ff). Sicher, wer ihn hat (adelige Großgrundbesitzer)¹⁸ und andere darauf arbeiten läßt, um ihm den Zehnten oder fünf Zehnte vom Ertrag abzupressen, dem erscheint es so. Tatsächlich aber wächst von selber nur das Gras. Geschaffen wird *der Wert* durch Arbeit, das Urbarmachen, das Selektieren des Saatguts, das Säen, Pflegen, Ernten, Dreschen, Sieben und Lagern, also den *tätigen Gebrauch* der Ressourcen. Wie schon Adam Smith dies treffend beschrieben hat.

Nicht anders verhält es sich mit dem Wissen. Es ist und bleibt nur eine *Bestandskategorie*. Ein Wissensbestand aber erzeugt gar nichts, sowenig wie ein Haufen Erz oder ein Faß Rohöl. Worauf es ankommt, ist der *kreative Prozeß*: menschliche Arbeit und Initiative; und damit auch das sie einbettende Institutionengefüge, das die Anwendung und Entfaltung des Arbeitsvermögens jeweils zugleich ermöglicht und begrenzt (Arbeitsverfassung, Arbeitsorganisation, Arbeitseinsatz/Management, Arbeitsrecht, etc.). Selbst wenn es gar nicht primär um *Wissenserzeugung* geht, sondern nur um die *Anwendung* eines frei verfügbaren oder gekauften (alle mal: toten) Wissens, so steckt der entscheidende kreative Akt noch immer in der (Re)Kontextualisierung des Wissens für den konkreten Anwendungsfall. Die *Kontextualisierung* von Wissen ist selbst eine Form der Wissensproduktion, und oft entsteht aus ihr, nebenbei und emergent, die Innovation (vgl. Tarde 1890/2003). Wer also wie oben von „dem Wissen“ als „zentraler Ressource“ spricht, spornt nur die Krümelmonster des Wissensmanagements zur eifrigen Wissenssammlung an. Wir könnten die so Redenden auch Neo-Physiokraten, oder einfach *Kognokraten* nennen.

Der Bedeutungsverlust des „*Faktors Arbeit*“ gegen über dem „*Faktor Wissen*“ (Drucker 1993) ist letztlich eine durch unermüdliche Repetition in einen Gemeinplatz verwandelte The-

¹⁸ fast nur sie oder ihre Söhne oder die Söhne ihrer Juristen konnten sich ein von Arbeit entlastetes Studium der Philosophie, Ökonomie, Jurisprudenz etc. leisten, in dem sie dann die ihrer Herkunft gemäßen Theorien entwarfen

se, von der sich auch bekanntere Sozialwissenschaftler (etwa Ulrich Beck oder Hellmut Willke) zum Fetischdenken verführen lassen. Muß man dann nicht auch einen Bedeutungsverlust des Managements gegenüber der Strategie behaupten? Einen des Produkts gegenüber der Produktion? Des Autors gegenüber seinem Text? Des Urhebers gegen das Gehobene, oder des Pflaumenbaums gegenüber der Pflaume? Soweit wir wissen, wachsen intellektuelles Kapital und Ideen, Konzepte und Designs, und Innovationen als neue Kombinationen des Gegebenen nicht auf Bäumen (und auf Erfolge der Gentechnik ist nicht zu hoffen). Sie werden *in Arbeitsprozessen generiert*. Abstraktionen hiervon auch in Bildungsprozessen. Allerdings müssen diese Abstraktionen dann erst wieder brauchbar gemacht werden, in der Arbeit und durch die Arbeit, durch Einarbeitung in den Arbeitsprozeß und durch Teilhabe an ihm. Die Arbeitgeber singen ein altes Lied davon, daß sie die Abgänger der Bildungsinstitutionen so, wie sie kommen, kaum brauchen können. Auch wenn wir weniger Defizite unserer Bildungsinstitutionen beklagen müssten – grundsätzlich ist die Differenz nicht zu beseitigen.

Zurück zum obigen Leitspruch, Wissen habe Arbeit als „Produktionsfaktor“ den Rang abgelassen. Diese zur hocheffizienten Denkbremse avancierte These lenkt also leider vom Wesentlichen ab, statt es hervorzuheben. Zu verführerisch ist es offenbar, die Vielheit zur Einheit zu erklären, sie vermeintlich manageable zu machen, indem man sie unter einen Begriff und eine These subsumiert (alles ist Wissen, und nur darauf kommt es noch an).

Doch das Inhaltliche sollte Vorrang haben gegenüber dem Formalen und den Abstraktionen, das Vielfältige gegenüber dem Einfältigen, das Generative gegenüber dem Generierten. Wenn man etwas für die *Wissenproduktivität* eines Unternehmens tun und den Begriff des Wissensmanagements sinnvoll füllen will, dann sollte man sich dabei auf das Schaffen von Ermöglichungsbedingungen kreativen Handelns in der Arbeit konzentrieren. Worum es in einer modernen, wettbewerbsgeprägten und technologiegetriebenen Wirtschaft geht, ist der kreative Gebrauch von Wissen, die *Schaffung von lebendigem Wissen aus totem, Kompetenzentwicklung* und/für/durch *kreative Arbeit*. Vielwisserei hingegen, so folgerte schon Heraklit, lehrt nicht, verständig zu sein. Und Sokrates wird der Satz zugeschrieben: Gut zu wirtschaften ist *die Mehrung* des Wissens vom richtigen *Gebrauch* der Dinge.

Freilich: davon scheint die hydraulische Bildungspolitik in Deutschland nicht beseelt. In der letzten Dekade war sie geprägt vom Bemühen, die mit der Wissensexpansion wachsende Einfüllzeit des Wissens durch Beschleunigung des Einfülldrucks wieder zu verkürzen, wofür in Deutschland die Kürzel G8 (Schule) und BA (Universität) stehen. Man steigert den Anteil des wirbellosen Wegwerfwissens, das nach Prüfungsgebrauch sofort entsorgt wird. *Der Mythos*, daß es vor allem auf's Wissen ankomme, *hat also reale Folgen*. Oder wie es das Thomas-Theorem der konstruktivistischen Erkenntnistheorie auf den Punkt bringt:

„If men define situations as real, they are real in their consequences.“ (Thomas/Thomas 1928).

4 Zukunft der Arbeit - Wissensarbeit?

Wenn auf einer Konferenz heute ein Redner die Zuhörer aufklärt, die Zukunft der Arbeit läge in der - bzw. die Arbeit der Zukunft *sei* Wissensarbeit, so ist das weitgehend überraschungsfrei. Applaus für die Bestätigung des für gewiß Gehaltene ist so sicher wie Widerspruch un-

wahrscheinlich. Wissensarbeit soll also zur genuinen und dominanten Arbeitsform der Wissensgesellschaft werden bzw., da wir uns ja schon gewiß in ihr befinden, es längst sein. In einer „post-industriellen“ Wirtschaft wie unserer gegenwärtigen werden ihr bis zu 80% des Arbeitsvolumens zugerechnet: von der Ausgabe der Briefmarke am Postschalter und dem Zwiebelschneiden in der Kantine, die aus dem Produktionsunternehmen in den Service-Sektor outgesourct wurde (auch Dienstleistungsarbeit gilt per se als Wissensarbeit), bis hin zur kosmologischen Grundlagenforschung. Und dies mit der Perspektive, *der Rest* des Produktionssektors werde auf den Umfang der heutigen Landwirtschaft schrumpfen (1-2%), womit Wissensarbeit praktisch alternativlos würde. Schließlich wird auch der Bauer ein wissensbasierter Land- und Energiewirt sein, der seine Dünger und Wassermengen, Saat und Erntezeitpunkte anhand von Satellitendaten, meteorologischer Diagnostik und biochemischer Analyseprogramme steuert. In vielen Fällen ist er das heute schon.

Was ist Wissensarbeit?

Schon aus diesen Gründen ist das Abstraktum „Wissensarbeit“ nicht geeignet, der enormen Vielfalt von Arbeitsinhalten und Kompetenzanforderungen eine angemessene Gemeinsamkeit zuzuschreiben. Zumal diese Vielfalt mit der weiterhin zunehmenden Arbeitsteiligkeit der Gesellschaft selbst weiter wächst. Ein Begriff, der alles bezeichnet und nichts unterscheidet, ist nutzlos. Die Gewißheit, die er vermittelt, mag manchem dennoch als Nutzen erscheinen.

Der Terminus taugt auch deshalb nicht, weil er auf dichotomem Denken beruht oder zu solchem verführt: „moderne“ Wissensarbeit wird einer „traditionellen“ Arbeit entgeggestellt, sei es unter der Chiffre „Industriearbeit“, „körperliche Arbeit“ oder einfach „Arbeit“ mit diesen impliziten Bedeutungen: Maloche, rigider Takt, Staub und Denkpause. Früher hätte man zur Wissensarbeit „Büroarbeit“ gesagt.). Der Begriff aber ist nicht nur zu unspektakulär, sondern besagt auch nur etwas über Merkmale des Arbeitsorts, nichts über Inhalte. Die Probleme, die man sich früher mit der Unterscheidung von geistiger und körperlicher Arbeit eingehandelt hatte, sind nur scheinbar behoben, wenn sie im Begriff der Wissensarbeit implizit weitergeschleppt werden. Zumal: der Arbeit des Facharbeiters an der computergesteuerten Werkzeugmaschine (oder unserem computerisierten Energiewirt) kann man natürlich größere Anteile geistiger Arbeit zuschreiben.

Zweifellos werden unter den Bedingungen der „Enttraditionalisierung“ bzw. der reflexiven Modernisierung viele Arbeitstätigkeiten wissenshaltiger. Begrenzt wird dies durch kompensatorische Maßnahmen u.a. der Arbeitsteilung und der Technikgestaltung (Verlagerung von Wissen und entsprechenden Anforderungen in technische Systeme). Ist Wissensarbeit dann eine, die *überwiegend* in der Produktion und Verarbeitung von Wissen besteht? Dann wäre die Gymnasiallehrerin sicher keine Wissensarbeiterin. Sie produziert kein neues Wissen, sondern vermittelt nur das ihr vorgegebene an Andere. Allenfalls könnte man sagen, sie „produziert“ es bei Anderen. Das wäre eine sehr anspruchsvolle Definition, die ich auf meine eigenen Schulerfahrungen eher nicht anwenden möchte.

Führt ein Definitionsvorschlag von Helmut Willke (1999) weiter? Er geht davon aus, daß Erfahrung und Wissen in jeder menschlichen Tätigkeit relevant und damit praktisch jede „wissensbasiert“ sei. Angemessen und sinnvoll! Als Wissensarbeit grenzt er demgegenüber *professionelle* Tätigkeiten ab, in denen das erforderliche Wissen nicht *einmal* im Leben durch

Erfahrung, Ausbildung und Professionalisierung erworben werde, sondern permanent.¹⁹ Welche Berufsfelder Willke meint, ist klar: „HighTech-Firmen, Forschungsinstitute, Projektorganisationen, Investmentbanken, Enquetekommissionen, Kliniken, Regierungsagenturen, Verlage, Redaktionen“ (ebd.: 161), also wieder die oben schon bei Reich und Florida adressierten Gruppen. Für Facharbeiter an computergesteuerten Anlagen sollte das auch gelten. Und für Gymnasiallehrer? Das wäre wieder ernsthaft zu prüfen.

Alvin Toffler (1995: 60) hatte es über die Eigentumsfrage versucht, offenkundig an Marx anknüpfend: „Die Wissensarbeiter der modernen Gesellschaft, das Kognitariat, verfügen selbst über ihre Produktionsmittel: Wissen, Information, Einschätzung. Das Kognitariat bildet bei uns bereits die Mehrheit der beschäftigten Bevölkerung.“ Das ist nun wieder eine seichte Definition, die unterstellt, ein Rechner samt Drucker und Internetanschluß seien heute im Durchschnitt ausreichende Produktionsmittel in der Hand der Arbeitskräfte. Doch was wäre der Journalist ohne Presse, der Investmentbankster ohne Rechnernetzwerke und Researchabteilungen? Zudem führt die Definitione zum selben Ergebnis: schon vor 20 Jahren sollte mehr als die Hälfte der US-Bevölkerung dazugehören.

Vom Wissen zur Kompetenz

Die *Wissenschaft* als Teilsystem der gesellschaftlichen Arbeit schafft aus dieser Sicht jene ständig mächtigeren *Agentien*, deren Nutzung aller übrigen Arbeitstätigkeit einen völlig neuen Charakter gibt. Das hat zwei grundlegende Implikationen. Zum einen besteht die gesellschaftliche Entwicklung der Produktivkräfte nicht in einer Anhäufung von Wissen, sondern in der Vergegenständlichung kultureller Artefakte, die (einschließlich der Organisationsformen) von jeweils nachfolgenden Generationen angeeignet werden können.²⁰ Zum anderen sieht man Marx' Bestimmung der aus seiner Sicht modernen Arbeit zwar an, wie sehr sie sich noch auf die Dominanz der Produktion bezieht, doch das Moment der aus bloßer Repetition befreiten Arbeit ist hier das Generalisierbare. Demgemäß besteht das Eigentliche der modernen Arbeit eben *nicht* darin, daß statt Materie nun Wissen bearbeitet würde, sondern darin, daß die Verarbeitung mehr oder weniger *Subjektivität* voraussetzt, produziert und verwertet. Und zwar zunehmend eine akademisch vorgefertigte (ein Prozeß, den wir an anderer Stelle als *Subjektivierung von Arbeit* beschrieben haben – vgl. Moldaschl/Voß 2003)

Damit kommen wir auf eine oben schon formulierte These zurück: Maßgeblich ist somit der *kreative Umgang* mit vorgefundenen Artefakten sowie mit neuen materiellen und immateriel-

¹⁹ Von Wissensarbeit solle man sprechen, wenn „das relevante Wissen (1) kontinuierlich revidiert, (2) permanent als verbesserungsfähig angesehen, (3) prinzipiell nicht als Wahrheit, sondern als Ressource betrachtet wird und (4) untrennbar mit Nichtwissen gekoppelt ist, so dass mit Wissensarbeit spezifische Risiken verbunden sind“ (Willke 1998: 21).

²⁰ Ein starkes Argument für die Wissensökonomie wäre, was (Weingart 2001: 14 f.) über den relativen Bedeutungsverlust der Wissenschaft sagt: „Die Kriterien der Beurteilung von Qualität und Relevanz des Wissens werden nicht mehr allein von der Wissenschaft selbst definiert, sondern aufgrund der erhöhten Nutzenerwartungen und Anwendungsorientierung auch von den Anwendern des Wissens. Die Wissenschaft verliert damit ihre institutionelle Identität und ihr Monopol der Erzeugung gesicherten Wissens“ (ebd.: 14 f.). Nun, über den „Verlust“ von Monopolen sollten wir uns freuen. Nicht aber über den von Autonomie. Insbesondere dann nicht, wenn es um die von Institutionen geht, die uns neue Wege in die Zukunft zeigen sollen.

len Stoffen, die aus der *science* in die *science-based industries* übersetzt werden müssen. Davon finden sich einige Gedanken in Richard Floridas bereits erwähnter Idee einer neuen bürgerlichen Mittelklasse, der *creative class* (z.B. 2002, 2003). Deren Arbeit bestünde vor allem darin, Probleme zu identifizieren und kreativ zu lösen. Zu dieser „Klasse“ zählt er zum einen die typischen Professionellen, wie Wissenschaftler, Rechtsanwälte, Ärzte, Berater, Therapeuten, Softwareentwickler und Ähnliche, die schon Robert Reich (1992) zur Kategorie der „Symbolanalysten“ zusammengefaßt hatte; ferner typische Kreative wie Designer, Werbefachleute, Künstler. Florida argumentiert quasi schumpeterianisch: *nicht ihr Wissen*, sondern ihre Kreativität sei maßgeblich. Auch darin ähnelt seine Diagnose derjenigen von Robert Reich.

Alles unternehmerisch?

Alles kreativ also, unternehmerisch, selbstorganisiert und selbstverantwortlich? Zu schön, um wahr zu sein. Nicht zufällig verweisen die genannten Autoren auf Berufe und Tätigkeiten, die schon traditionell eher in Selbständigkeit oder in Bürogemeinschaften ausgeübt wurden. Sicher, es kamen neue Berufe wie Webentwickler oder IT-Berater hinzu. Insgesamt aber hat der Anteil der Selbständigen in den vergangenen beiden Dekaden kaum zugenommen, zumindest bezogen auf Deutschland. In den Unternehmen hat seit den 1970er Jahren zweifellos ein (noch andauernder) Kulturwandel stattgefunden, weg von der Befehl-und-Gehorsam-Kultur hin zu mehr Beteiligung und Selbstverantwortung. Doch auch hier sind es eher kleinere Segmente der Beschäftigten, deren Anforderungen, Motivations- und Handlungsmuster als quasi-unternehmerisch beschrieben werden können (Moldaschl/Voß 2003; Pongratz/Voß 2003, 2004, Moldaschl et al. 2012).

Viele aktuelle Probleme der Arbeit wurzeln hingegen in einer *qualitativ unzureichenden Nutzung des Arbeitsvermögens* bei gleichzeitiger Tendenz zur *quantitativen Übernutzung* (Vernutzung), besonders bei den qualifizierteren Beschäftigten. Zahlreiche Forschungsergebnisse der letzten fünfzehn Jahre zeigen, daß auch die neuen Nutzungsformen von Arbeitskraft bei weitem nicht mit dem gestiegenen Bildungsstand in der Bevölkerung Schritt halten, speziell nicht hinsichtlich *kreativer* Momente des Arbeitsvermögens. Das kann man u.a. den regelmäßigen BiBB-BAuA-Beschäftigtenbefragungen entnehmen (Volkholz 2007, 2008; Volkholz/Langhof 2012). Zugleich zeigen Studien im Bereich professioneller Tätigkeiten, etwa in der zunehmend verbreiteten Projektarbeit, daß hier die Entgrenzung von Arbeitszeit und Arbeitsort mit wachsender Überforderung und zurückgehender Weiterbildungsbereitschaft bis hin zu Erscheinungsformen des Burnout-Syndroms geht (Böhle 2010; Keupp/Dill 2010). Eine der Folgen, ökonomisch gesprochen: der Ertrag der übernutzten Ressource sinkt. Sicher, das hat verschiedene Ursachen. Ein Verständnis von Arbeitskraft als Träger von Wissens und von Arbeitsvermögen als Wissensbestand trägt aber zweifellos zum Risiko einer ineffizienten und ineffektiven Nutzung des (wieder ökonomisch gesprochen) Humankapitals bei.

5 Was tun? Auswege aus altem Denken und Handeln

Somit kann man nun zugespitzt folgern: In den Wissenschaften, die sich mit dem gesellschaftlichen Wandel, der Transformation von Wirtschaft und Arbeit befassen, gibt es etliche Ansätze, die selbst noch stark vom „industriellen Zeitalter“ und seiner Denkwelt beeinflusst sind.

Bestandsanhäufung geht hier vor Kreativität, Gleichgewichtsdenken vor evolutorischem (auf Entwicklung und die Entstehung des Neuen gerichteten) Denken, Wissen dominiert als Thema das der Kompetenz und des sinnvollen Gebrauchs, und generell reüssiert das „Faktorendenken“ gegenüber einem systemischen Denken, das auf ein Verständnis von Dynamik und Wechselwirkung zielt. Es besteht kein Zweifel, daß von diesen wissenschaftlichen Präferenzen auch Orientierung für die Praxis ausgeht. Nur: wie hilfreich ist diese?

Eine der Thesen dieses Beitrags war, daß sich verbreitete Orientierungen in den Wissenschaften stellenweise unvoreilhaft mit Erwartungen „der Praxis“ verbinden, möglichst eindeutige Tendenzaussagen („Analyse“), Kausalaussagen („Erfolgsfaktoren“) und Handlungsempfehlungen („Die X-Strategie“ oder „Die fünf P“) zu formulieren. Angebote, die dann in der Praxis um so eher aufgegriffen werden, je weniger sie auf Sachverhalte und Deutungsmöglichkeiten eingehen, die den hochgradigen Vereinfachungen widersprechen könnten. Das ist eine Art rekursiver Zirkel, der an manchen Stellen erfolgreich zur *geistigen Zentralverriegelung* auf beiden Seiten führen kann.²¹

Zu den unvoreilhaften Orientierungen, auf die die bekannten Thesen zur Wissensgesellschaft und zur Unausweichlichkeit der Wissensökonomie wohl mit Einfluß hatten, zählt der *Europäische Akademisierungswettbewerb*. Der Anteil der akademisch Gebildeten einer Gesellschaft gilt als Gradmesser für ihre Modernität, die ja mit der erreichten Ferne zur „Industriegesellschaft“ gleichgesetzt wird. Also mißt man europaweit, welches Land den höchsten Anteil an Absolventen (und/oder der Eingeschriebenen) tertiärer Bildungseinrichtungen hat. Länder auf den hinteren Rängen der Ich-bin-besser-als-Du-Awards sehen sich dann gezwungen, ihre Quoten zu verbessern, um zumindest im Reputationswettbewerb nicht abgehängt zu werden. Dabei kann man dann selbstverständlich an die Qualität der akademischen Ausbildung – oder überhaupt erst die Frage danach – nicht zuviel Zeit und Energie verschwenden. Offenbar sind nicht wenige bereit, hierfür die Anforderungen zu senken.²² Aber das ist tendenziell bei jedem Kennziffernsystem so.²³ Zudem gibt es ja auch noch die Exzellenzrankings, die feststellen, welche Länder die meisten „exzellenten“ Universitäten haben, und welches Land wiederum davon die besten. Wie es denn dabei mit der durchschnittlichen Qualität der tertiären Bildung aussehe, muß dabei wohl wie eine Frage aus dem letzten Jahrhundert (2. Hälfte) erscheinen.

Wie hilfreich ist das? Nun, wenn man auf die skandinavischen Länder blickt, findet man Bestätigung dafür. Blickt man in die südeuropäischen Länder und ihre erschreckend hohe Jugendarbeitslosigkeit (in Spanien Mitte 2012 etwa 50% der 15 bis 25-Jährigen), wird man zweifeln und fragen, ob denn die „Wissensökonomie“ dort genügend ausgeprägt sei, um u.a.

²¹ Manchmal aber ist es auch „die Praxis“, der die Vereinfachungen „der Wissenschaft“ zu weit gehen – wie etwa im Juli 2012 die Thesen des „Professors aus München“ zur Währungsunion.

²² Man reduziert die Anforderungen, indem man ein Studium erster Stufe (zweiter Klasse: Bachelor) schafft, mit dem man eine höhere Zahl von Studierenden ausweisen zu können hofft; man verschlechtert parallel zur wachsenden Zahl der Studierenden die Betreuungsrelationen; man nennt heute alles Mögliche „Universität“, und so fort.

²³ So beschreibt es auch Michael Power (1999) in seinem Buch „Audit Society“. Dies sind Gesellschaften, die sich den stets mühsamen Diskurs über Sinn, Ziele und Gestalt ihrer Institutionen ersparen zugunsten aufwendigster Messsysteme. Ganz nebenbei können wir Powers Deutung auch als weiteres Beispiel für die hervorragende Angebotssituation bei den Gesellschaftsdiagnosen werten; als eine weitere Möglichkeit der Charakterisierung jener offenbar nicht ganz eindeutigen Gesellschaften, in denen wir heute leben.

all den akademisch Gebildeten hinreichende Beschäftigungsperspektiven zu bieten. Man wird auch fragen, ob die Akademikerquote denn überhaupt per se eine sinnvolle Kennziffer zur Beurteilung des wirtschaftlichen Entwicklungsstandes eines Landes sei, bzw. ob man ihr einen so hohen Stellenwert einräumen soll. Wenn man dann noch Deutschland und auf dessen aus Südperspektive quasi paradiesische Markteintrittserfolge der Jugendlichen in den Blick nimmt, dann hört man immer wieder zwei Thesen. Erstens, daß dies etwas zu tun habe mit dem *dualen Ausbildungssystem* (bzw. der Facharbeiterausbildung), das Bildung nicht alleine als Wissensvermittlung (miß)versteht und mittlerweile auch in die tertiäre Bildung diffundiert (duale Studiengänge).

Zweitens, daß es mit der starken Stellung der deutschen *Industrie* zusammenhänge, die man ordnungspolitisch nicht wie in Großbritannien oder Irland einer weitgehend monokulturellen Pflege der Finanzwirtschaft geopfert hat. Monokulturen sind riskant und langfristig schädlich – das wissen wir aus der „alten Branche“ Landwirtschaft. Es war eben dieser Finanzsektor, der als prototypisch für die „post-industrielle“ Wirtschaft und Gesellschaft galt, und der nun ironischerweise zum Kollaps der europäischen Wirtschaften beitragen könnte. Seine Liberalisierung vor 20 Jahren wurde zum Ausgangspunkte der globalen Finanzkrise, und sie wurde im politisch legitimiert als Strategie einer post-etatistischen Governance, die der Logik post-industriellen Wirtschaft entsprechen müsse. Heute steht der aufgeblähten Kreditschöpfung um das bis zu Hundertfache der Einlagen (Kreditketten und Derivate nicht einmal berücksichtigt) kein angemessenes Äquivalent an Industrie- und Warenproduktion²⁴ mehr gegenüber. Doch bis zum wirklichen Zusammenbruch der Blase bleibt diese Deutung „altmodisches Denken“.

Eine weitere These meines Beitrags war, daß im Zentrum des Interesses an der Transformation von Arbeit nicht Ressourcen wie das Wissen an sich stehen sollten, sondern das *Verhältnis von Ressourcen und Gebrauch*. Damit kommen Kompetenzen in den Blick – *Fähigkeiten* der Personen, und solche des Unternehmens – unter anderem zum sinnvollen Gebrauch des Wissens. *Ressourcen an sich bewirken nichts* – auf dieser Prämisse gründet unsere Theorie der Unternehmung.²⁵ Das Bildungsniveau in Deutschland wächst (zumindest formal – über die Inhalte muß man - wie angedeutet - streiten), und auch die subjektiven Ansprüche an das Ausmaß an Selbstbestimmung und Selbstentfaltung unter den Beschäftigten nehmen zu – das gehört zu den verfügbaren Ressourcen! Wie wir aber feststellen mussten, wird von diesem neuen Arbeitsvermögen *qualitativ unzureichender* Gebrauch gemacht, bei gleichzeitiger Tendenz zur *quantitativen Übernutzung*. Was daraus für die Arbeitspolitik und das Management handeln folgt, liegt auf der Hand. Inhärent, aus vermeintlichen Automatismen der „Wissensgesellschaft“ und ihrer „Wissensökonomie“, ergibt es sich allerdings nicht.

Was können wir über die *Erfolgsfaktoren* einer Politik der Modernisierung der Wirtschaft, einschließlich ihrer offenbar nicht obsoleten Industrie sagen? Zuvorderst eines: Es gibt unendlich viel Literatur zu sogenannten „Erfolgsfaktoren“, in der hunderte, wenn nicht tausende genannt werden.²⁶ Freilich konnten bis heute keine „universellen Strategie-Gesetze“ und kei-

²⁴ „Realwirtschaft“ – welch absurdes, verräterisches Wort; erst durch den Triumph seines Gegenteils ist es in die Welt gekommen.

²⁵ Eine ressourcenorientierte Evolutorische Theorie der Unternehmung, vgl. Moldaschl 2007b, 2011.

²⁶ Sicher muß man eingrenzen. Umgangssprachlich steht das Wort für förderliche Bedingungen. Es wird nicht notwendig eine „Gesetzmäßigkeit“ unterstellt. Anders in der *Erfolgsfaktorenforschung*. Das größte

ne „Erfolgsdeterminanten“ identifiziert werden, die ihre segensreiche Wirkung kontextunabhängig entfalten würden (z.B. Kieser/Nicolai 2002; Moldaschl 2005; Müller-Stewens/Lechner 2005:321ff.; Certo/Semadeni 2006; Homburg/Krohmer 2006: 354f.; Schneider 2006). Seit einem halben Jahrhundert hat die Strategieforschung nur einen Konsens erzielen können: Einigkeit über ihre Uneinigkeit. Warum?

Nun, das Konzept ist selbst paradox. Es empfiehlt: Sei erfolgreich, indem du tust, was die Besten tun; macht also alle dasselbe! Das geht schon deshalb nicht, weil Gesellschaft komplex ist, wie man den vielen ihr angehefteten Etiketten entnehmen kann. Gliches gilt für die Wirtschaft. Neben „new economy“ (Medien, Internet-Wirtschaft, Bio-Technologie etc.) gibt es weiterhin industrielle Kerne, die zur Wettbewerbsfähigkeit, Stabilität und Prosperität und unserer Wirtschaft beitragen, weil auch sie innovativ sind und nicht einfach als hoch subventionierte Relikte einer längst vergangenen Epoche der sozioökonomischen Entwicklung vor sich hin siechen. Freilich: auch solche gibt es. „Die Wissensarbeit“ als solche wiederum gibt es nicht, entkommt doch den hohlsten Varianten des Begriffs heute kaum eine Arbeitstätigkeit. Was alles ist, ist nichts. Nur kleine Teile der damit etikettierten Tätigkeiten und Berufe entsprechen tatsächlich dem, was unterschwellig allen vorschwebt: wissensintensive und kreative, problemlösende professionelle Arbeit, in der alltäglich und „lebenslanglich“ gelernt werden kann und gelernt werden muß. Doch daneben gibt es nicht nur die verbreitete Unter-
nutzung kreativer Potenziale, sondern auch einen wachsenden Niedriglohnsektor (z.B. Helmedag 2012; Kalina/Weinkopf 2012), der seinerseits „profitiert“ vom relativen Unterinvestment der „Bildungsrepublik Deutschland“ im Bildungssektor, wieder internationale Vergleich zeigt.²⁷ Es scheint, als hole das Bildungsgeschehen in unserem Lande gerade erst die Industrialisierung nach.

Eine Industrie, die ein Interesse an den Bildungsvoraussetzungen ihrer Zukunft hat, sollte das nicht nur nicht unterstützen, sondern sich für Gegenstrategien einsetzen. Unternehmen, die mit der beschriebenen Divergenz der Entwicklungen zurecht kommen wollen, sollten sich nicht von homogenen Megaformeln wie der „Wissensökonomie“ verwirren lassen. Und Führungskräfte sollten für Vielfalt offen sein, sich nicht vom Grabbeltisch der Einfach („Erfolgsfaktoren“) davon abhalten lassen, an einem eigenenen Profil des Unternehmens zu arbeiten, eigene Wege zu gehen. Sich unterscheiden. Nur darüber läßt sich ein „nachhaltiger“ Wettbewerbsvorteil erzielen.

Die oberste Frage aller Fragen damit im Grunde schon beantwortet: Ist die Wissensökonomie Zukunft oder Endpunkt des Kapitalismus? Es ist eine *falsche Frage*. Die richtige Frage wäre: Wenn die mit dem Konstrukt der „Wissensökonomie“ verbundene These der Entkopplung von Wachstum und Ressourcenverbrauch immer nur relativ gelten kann (die Ressource X effizienter verbrauchen, damit sie uns für andere Zwecke noch zur Verfügung steht) und damit absolut gesehen illusionär ist: Wie müssen wir dann unsere Wirtschaft, ihre maßgeblichen

Einzelvorhaben ist das seit 1975 (!) laufende PIMS-Projekt (Profit Impact of Market Strategy) der Harvard Business School bzw. später des Strategic Planning Institute in Cambridge. Diese weltweit größte Strategieforschung liefere „die universellen, meßbaren Strategie-Gesetze und Strategie-Daten für das souveräne Meistern der Wirtschaftskrise“, teilte etwa das Malik Management Zentrum St. Gallen (welches die Rechte gekauft hat) 2011 auf seiner Homepage mit. Gesetze, universell, Erfolg mit Garantie.

²⁷ zuletzt der OECD-Bildungsbericht im Frühjahr 2012, erneut mit einem Ruffel für Deutschland; und der bezieht sich nicht auf die oben kritisierte Akademisierungsstrategie.

Triebkräfte und ihre innere Wachstumslogik umgestalten, damit wir auch in Zukunft noch wirtschaften können?

Literatur

- Arrow, K.J. (1995): Symposium on Information and Knowledge: Arrow Correspondence. *Econ Journal Watch*, *Econ Journal Watch*, vol. 2(1), April.
- Beck, U. (1986): *Risikogesellschaft - auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Beck, U.; Beck-Gernsheim, E. (Hrsg.)(1994): *Risikante Freiheiten*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Bell, D. (1973): *The Coming of the Post-Industrial Society. A Venture in Social Forecasting*. New York: Basic Books.
- Böhle, F. (2010): Arbeit und Belastung. In: F. Böhle; G.G. Voß; G. Wachtler (Hrsg.): *Handbuch Arbeitssoziologie*. Wiesbaden: VS, S. 451-482.
- Certo, S.T.; Semadeni, M. (2006): Strategy Research and Panel Data: Evidence and Implications, in: *Journal of Management*, 32, 449-470.
- Coyle, D. (1998): *The Weightless World: Strategies for Managing the Digital Economy*. Cambridge, Mass: MIT Press.
- Crouch, C.: *Post-Democracy*, Oxford 2004, (dt.: *Postdemokratie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2008)
- Drucker, P.F. (1968): *The Age of Discontinuity; Guidelines to Our changing Society*. New York: Harper & Row.
- Drucker, P.F. (1993): *Post-Capitalist Society*. Oxford: Butterworth Heinemann.
- Florida, R. (2002): *The Rise of the Creative Class*. New York: Basic Books.
- Florida, R. (2003): *The Flight of the Creative Class. New Global Competition for Talent*. New York: Harper.
- Godin, B. (2006): The Linear Model of Innovation: The Historical Construction of an Analytical Framework. In: *Science, Technology & Human Values* 31: 639-667.
- Gorz, A. (1980): *Adieux au prolétariat*. Paris: Galilée; dt.: *Abschied vom Proletariat*, Berlin: Rotbuch 1992.
- Gorz, A. (1989): *Kritik der ökonomischen Vernunft. Sinnfragen am Ende der Arbeitsgesellschaft*, Hamburg: Rotbuch.
- Gorz, André (1988): *Métamorphoses du travail*. Paris: Éditions Galilée.
- Gottschall, K.; Voß, G.G. (Hrsg.) (2005): *Entgrenzung von Arbeit und Leben*. (2. Aufl.). München: Hampp
- Günther, A. (2006): 20 Jahre Erlebnisgesellschaft - und mehr Fragen als Antworten. in: P. Reuber; P. Schnell (Hrsg.): *Postmoderne Freizeitstile und Freizeiträume. Neue Angebote im Tourismus*, Berlin, S. 47-61
- Hall, P.A.; Soskice D. (Eds.) (2001): *Varieties of Capitalism: The Institutional Foundations of Comparative Advantage*. Oxford: Oxford University Press.
- Helmedag, F. (2012): Effektive Nachfrage, Löhne und Beschäftigung, in: J. Kromphardt *Keynes' General Theory nach 75 Jahren*. Marburg: Metropolis, S. 93-106
- Hughes, J.; Nick Jewson, N.; Unwin, L. (eds.) (2007): *Communities of Practice: Critical Perspectives*. London: Routledge.
- Jackson, T. (2011): *Wohlstand ohne Wachstums*. München: Oekom.
- Jacobsen, H. (2010): Strukturwandel der Arbeit im Tertiärisierungsprozeß. In: F. Böhle; G.G. Voß; G. Wachtler (Hrsg.): *Handbuch Arbeitssoziologie*. Wiesbaden: VS, S. 203-230.
- Jürgens, K. (2010): Arbeit und Leben. In: F. Böhle; G.G. Voß; G. Wachtler (Hrsg.): *Handbuch Arbeitssoziologie*. Wiesbaden: VS, S. 483-512.
- Kalina, T.; Weinkopf, C. (2012): *Niedriglohnbeschäftigung 2010: Fast jede/r Vierte arbeitet für Niedriglohn*. IAQ-Report 1/2012. IAQ: Gelsenkirchen: <http://www.iaq.uni-due.de/iaq-report/2012/report2012-01.php>
- Kern, H., Schumann, M. (1984): *Das Ende der Arbeitsteilung?* München: Beck.

- Keupp, H.; Dill, H. (Hrsg.) (2010): Erschöpfende Arbeit. Gesundheit und Prävention in der flexiblen Arbeitswelt. Berlin: transcript.
- Ki Moon, B. (2012): Das Konsum-Prinzip ist tot. Spiegel-online 13.06.2012 <http://www.spiegel.de/wissenschaft/natur/ban-ki-moon-zu-rio-20-das-konsum-prinzip-ist-tot-a-838701.html> [download 15.6.2012],
- Krupp, H. (1984): Werden wir's erleben? Ein technisch-wirtschaftliches Zukunftspanorama. Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, Jg. 17, Sonderdruck.
- Kurz, R. (1999): Schwarzbuch des Kapitalismus. Frankfurt/M.: Eichborn
- Lechner, G. (2003): Ist die Erlebnisgesellschaft in Chemnitz angekommen?. Opladen.
- Marcuse, H. (1967): Der eindimensionale Mensch. Neuwied/Berlin: Luchterhand (Orig. 1964: The One-dimensional Man, Boston, Mass. 1964).
- Moldaschl, M. (2005): Sozialkapital als strategische Ressource? In: Auf den Holzwegen der Erfolgsfaktorenforschung. In: K. Matzler; H. Hinterhuber, B. Renzl (Hrsg.): Immaterielle Vermögenswerte. Handbuch der intangible Assets. Berlin, Bielefeld: Erich Schmidt Verlag, S. 591-616
- Moldaschl, M. (2007a): Kapitalarten, Verwertungsstrategien, Nachhaltigkeit. Grundbegriffe und Modell zur Analyse sozioökonomischer Nachhaltigkeit. In: M. Moldaschl (Hrsg.): Immaterielle Ressourcen. Nachhaltige Unternehmensführung und Arbeit I (2., erw. Auflage). München: Hampp, S. 81-110.
- Moldaschl, M. (2007b): Unternehmensfähigkeiten und ihre Entwicklung. In: M. Moldaschl (Hrsg.): Immaterielle Ressourcen. (2. Aufl.). München: Hampp, S. 47-80.
- Moldaschl, M. (2011): Warum Gazellen nachts nicht leuchten. Evolutorische Theorie der Unternehmung statt normativer Modelle des Kompetenzmanagements. E. Barthel; A. Hanft.; J. Hasebrook (Hrsg.): Integriertes Kompetenzmanagement. Münster et al.: Waxmann, S. 15-51
- Moldaschl, M., Stehr, N. (2010): Eine kurze Geschichte der Wissensökonomie. In: M. Moldaschl, N. Stehr (Hrsg.): Wissensökonomie und Innovation. Marburg: Metropolis, S. 9-75.
- Moldaschl, M.; Matiaske, W.; Müller, N.; Fietze, S. (2012): Quasi-Unternehmerische Entgeltkonzepte. Untersuchung zur Verbreitung und den Wirkungen kontingenter Entlohnung. München: Hampp (i.E.).
- Moldaschl, M.; Voß, G.G. (Hrsg.) (2003): Subjektivierung von Arbeit (2. Aufl.). München: Hampp.
- Müller-Stevens, G./Lechner, C. (2005): Strategisches Management (3. Aufl.). Stuttgart: Schäffer-Pöschl.
- Nicolai, A.; Kieser, A. (2002): Trotz eklatanter Erfolglosigkeit: Die Erfolgsfaktorenforschung weiter auf Erfolgskurs. In: Die Betriebswirtschaft 62: S. 579-596.
- Öztürk, A. (Hrsg.) (2011): Postdemokratie? Aus Politik und Zeitgeschichte (ApuZ), No. 1-2/2011, <http://www.bpb.de/files/XN1V9Q.pdf>
- Paech, N. (2012): Befreiung vom Überfluss. Auf dem Weg in die Postwachstumsökonomie. München: Oekom.
- Pongratz, H.J.; Voß, G.G. (2003): Arbeitskraftunternehmer. Erwerbsorientierungen in entgrenzten Arbeitsformen. Berlin: edition sigma
- Pongratz, H.J.; Voß, G.G. (Hrsg.) (2004): Typisch Arbeitskraftunternehmer? Berlin: edition sigma
- Power, M. (1999): The Audit Society. Rituals of Verification, Oxford: Oxford University Press.
- Putnam, R.D. (2000): Bowling Alone: Civic Disengagement in America. New York: Simon and Schuster.
- Putnam, R.D. (Hrsg.) (2001): Gesellschaft und Gemeinsinn. Sozialkapital im internationalen Vergleich. Gütersloh: Bertelsmann.
- Quah, D.T. (1997): "Increasingly Weightless Economies", *Bank of England Quarterly Bulletin*, February.
- Rancière, J. (1996): Demokratie und Postdemokratie. In: A. Badiou; J. Rancière (Hrsg.): Politik der Wahrheit. Wien, Berlin: Turia & Kant; , S. 94-122 (2. Auflage: 2009)
- Reich, R.B. (1992): The Work of Nations. Preparing Ourselves for the 21st Century Capitalism. New York: Vintage Books (dt.: Die neue Weltwirtschaft. Frankfurt/M., Berlin: Ullstein 1993).
- Rifkin, J. (2000): Access. Das Verschwinden des Eigentums. Warum wir weniger besitzen und mehr ausgeben werden. Frankfurt/M..
- Scharpf, F.W. (1986): Strukturen der post-industriellen Gesellschaft, in: Soziale Welt 37, S. 3-24.
- Schilcher, C.; Will-Zocholl, S. (Hrsg.) (2012): Arbeitswelten in Bewegung. Arbeit, Technik und Organisation in der „nachindustriellen Gesellschaft“. Wiesbaden: Springer VS.

- Schneider, U. (2006): Das Management der Ignoranz. Nichtwissen als Erfolgsfaktor. Wiesbaden: DUV
- Schulze, G. (1992): Die Erlebnisgesellschaft: Kultursoziologie der Gegenwart. Frankfurt/M.: Campus.
- Sellen, A.J.; Harper, R.H. (2002): The Myth of the Paperless Office. Cambridge, Mass: MIT Press.
- Smith, A. (1776): The Wealth of Nations (2 vol.). London: Every man's Library (dt.: Der Wohlstand der Nationen. München: dtv 1978).
- Toffler, A. (1995): Das Ende der Romantik. Interview, Spiegel special 3: 59-63.
- Statistisches Bundesamt (Destatis)(2011): Datenreport 2011, Ein Sozialbericht für die Bundesrepublik Deutschland, Band I, Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn https://www.destatis.de/DE/Publikationen/Datenreport/Downloads/Datenreport2011.pdf?__blob=publicationFile
- Stehr, N. (2001): Wissen und Wirtschaften: Die gesellschaftlichen Grundlagen der modernen Ökonomie. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Stehr, N.; Grundmann, R. (2011): Die Macht der Erkenntnis. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Stewart, Th. A. (1998). Der vierte Produktionsfaktor. Wachstum und Wettbewerbsvorteile durch Wissensmanagement. München/Wien: Hanser.
- Tarde, G. (1890): Les lois de l'imitation, Paris (dt. : Die Gesetze der Nachahmung. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2003).
- Thomas, W.I.; Thomas, S.D. (1928): The Child in America: Behavior Problems and Programs. New York: Knopf.
- Touraine, A. (1969): La société post-industrielle. Paris (dt.: Die postindustrielle Gesellschaft. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1972.)
- UBA (2012): Papierverbrauch und Verwertung von Altpapier. <http://www.umweltbundesamt-daten-zur-umwelt.de/umweltdaten/public/theme.do?nodeId=2314> [download 7.6.2012]
- Volkholz, V. (2007): Capability for Innovation. In: Ludwig, J.; Moldaschl, M.; Schmauder, M.; Schmierl, K. (Hrsg.): Arbeitsforschung und Innovationsfähigkeit in Deutschland. München: Hampp.
- Volkholz, V. (2008): Wertschöpfung, Gesundheit und Lernen – Berichte von Erwerbstätigen. WSI Arbeitspapier 159. Düsseldorf: HBS.
- Volkholz, V.; Langhof, T. (2012): Die Arbeitskräfteeinsatz-Bilanz. In: M. Moldaschl (Hrsg.): Messung und Bewertung immaterieller Ressourcen. München: Hampp (i.E.).
- Weingart, P. (2001): Die Stunde der Wahrheit? Zum Verhältnis der Wissen.er Wissensgesellschaft. Weilerswist: Velbrück.
- Weizsäcker, E.U.; Hargroves, K.; Smith, M. (2010): Faktor Fünf. Die Formel für nachhaltiges Wachstum. München: Droemer.
- Willke, H. (1998). Systemisches Wissensmanagement. Wissensarbeit. Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Ziegler, B. (2008): Geschichte des ökonomischen Denkens (2. Aufl). München: Oldenbourg.